

# Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Fauer

---

Achter Band

Jahrgang 1901.



Leipzig und Wien

f. u. f. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung

Carl Fromme

1901.

---

## Studien zu G. A. Bürger.

Von Bruno Kaiser in Schulpforta.

---

### 1. Des armen Suschens Traum.

Bürgers älteste Balladen werden nach der Zeit ihrer Entstehung in folgender Reihe geordnet:

1. „Laïs und Demosthenes“, 1768.

2. „Europa“, im ersten Entwurf schon Anfang 1771 fast vollendet,<sup>1)</sup> für den Druck aber erst 1776 bearbeitet<sup>2)</sup> und 1777 als Einzeldruck veröffentlicht.

3. „Ein Romanzchen“, wegen der Beziehung auf Biester vor dem Herbst 1771 entstanden.

4. „Des armen Suschens Traum“ oder „Ballade vom Treuring“, nach Bürgers Angabe in der ersten Sammlung der Gedichte (1778, S. 99) im März 1773 gedichtet.

5. „Der Raubgraf“, vollendet am 22. April 1773<sup>3)</sup> und am 24. April im Göttinger Hainbunde vorgelesen,<sup>4)</sup> aber erst 1776 mit Änderungen Boies<sup>5)</sup> im Lauenburger Muses-Almanach gedruckt.

6. „Lenore“, in der zweiten Hälfte des April 1773 begonnen,<sup>6)</sup> im August desselben Jahres vollendet.<sup>7)</sup>

Von diesen Balladen gehören die beiden ersten der von Gleim begründeten, von Schiebeler fortgebildeten Romanzendichtung an. Der Stoff ist aus dem klassischen Altertum überliefert und wird mit einer possierlichen Traurigkeit und sichtlichem Wohlgefallen am Gemeinen erzählt; die Form ist dem Bänkelsange entliehen. Die Originalität des Dichters tritt hinter der Nachahmung seiner Muster noch entschieden zurück. Aber bald machte sich Bürger vom Banne der herrschenden Schule frei; wie er in seiner Lyrik über die Anakreontik mit ihren „goldpapiernen Amors und Grazien“ (Goethe in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom 13. November 1772) hinauswuchs, so überwand er allmählich die Gleimsche Art der Romanze. Die Anfänge dieser Wandlung reichen noch in die Göttinger Zeit zurück; denn in Göttingen wurde Bürger mit den Tendenzen der Geniezeit bekannt, hier wurde er, besonders durch Boie, auf Herder und die englische Litteratur hingewiesen, hier las er zuerst Percys Reliques. Der früheste Beweis der dadurch veranlaßten Entwicklung des Dichters ist „Ein Romanzchen“. Der schlichte Stoff ist für ein reizendes Gedichtchen wie geschaffen; aber Bürger vermag ihn noch nicht zu reiner Wirkung zu gestalten; noch stören triviale Wendungen, in denen die Person des Dichters sich ungebührlich hervordrängt, noch spielt die klassische Mythologie mit ihrem geflügelten Amor hinein, noch erinnert die langatmige, scherzhaft gemeinte Überschrift an die schrecklichen Titel Gleimscher Ro-

<sup>1)</sup> Boie an Gleim, 28. Januar 1771; Strodtmann 1, 22.

<sup>2)</sup> Bürger an Boie, 15. September, 17. Oktober, 19. Dezember 1776; Strodtmann 1, 339 f. 346. 381.

<sup>3)</sup> Bürger an Boie, 22. April 1773; Strodtmann 1, 105.

<sup>4)</sup> Neblich in Zachers Zeitschrift 6, 359.

<sup>5)</sup> Boie an Bürger, 12. Juli 1775; Strodtmann 1, 236.

<sup>6)</sup> Bürger an Boie, 19. April 1773; Strodtmann 1, 101.

<sup>7)</sup> Bürger an Boie, 12. August 1773; Strodtmann 1, 131.

manzen oder an die marktchreierische Ankündigung der „Europa“. Ein Jahr später, in Gellichausen, wurde sich Bürger der Umwandlung bewußt, die in ihm vorging. Wir sehen ihn in innerer Gärung; die alte Art zu dichten genügt ihm nicht mehr, aber auch ein neues Ideal hat sich ihm noch nicht klar gestaltet; in nebelhaften Umriffen erst taucht das Ideal edlerer Volkstümlichkeit in ihm auf.<sup>1)</sup> So recht der Typus dieser Übergangszeit ist „Der Raubgraf“. Der Stoff ist dem heimischen Sagenschatze entnommen, wie Herder in den „Fragmenten“ gefordert hatte, wie Bürger selbst es als notwendig empfand, wenn er an der Schaffung einer nationalen Dichtung mitarbeiten wollte; aber der Ton der Volksballade ist noch nicht getroffen; noch hat der unselige Begriff possierlicher Traurigkeit seine Rolle nicht ausgespielt und verleitet zu travestierender Behandlung und unpassender, wenn auch witziger Beziehung auf die Gegenwart; noch verletzen einzelne Roheiten im Ausdruck, noch begegnet selbst eine Anleihe bei dem unglücklichen Schiebeler.<sup>2)</sup> Erst in der „Lenore“, die unter dem Eindruck des Herderschen Ossian-Aufsatzes und des „Göth von Verlichingen“ entstand, ist die Gleimsche Romanze überwunden und Bürger's eigener Stil ausgeprägt.

Wir finden also in den bisher besprochenen Gedichten eine lückenlos fortschreitende Entwicklung von dem burlesken Schwank „Païs und Demosthenes“ bis zur „Lenore“. Diese schöne Reihe aber wird gestört durch die „Ballade vom Treuring“, sofern wir ihr den Platz zwischen dem „Romanzchen“ und dem „Raubgrafen“ lassen. Denn hier hat Bürger erreicht, was ihm dunkel und unbestimmt als Ideal vor schwebte und was dann in Herders Schrift so begeistert gepriesen wurde: er hat den wahren Ton des Volksliedes getroffen in dem Ausdruck wehmütiger Trauer um verlorenes Liebesglück, in der „traumhaft verschwebenden Unbestimmtheit des Gedankens“, in der schlichten, jedes Mißtons baren Sprache. Die Ballade gehört zu dem Schönsten, was Bürger geschaffen; jedenfalls bedeutet sie gegenüber dem Raubgrafen einen gewaltigen Fortschritt, und nur ein unantastbares äußeres Zeugnis würde uns bestimmen können, sie trotzdem für älter zu erklären als diese Romanze.

Ein solches Zeugnis aber ist nicht vorhanden. Denn der Brief an Boie, den Strodtmann (1, 96) mit Recht als Begleitbrief zur

1) Bürger an Boie, 2. November 1772; Strodtmann 1, 75; vgl. an Boie, 18. Juni 1773: „Der Ton, den Herder auferweckt hat, der schon lang auch in meiner Seele aufkante, hat nun dieselbe ganz erfüllt . . . Welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann wie Herder, eben das von der Lyric des Volks und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte.“

2) Siehe Bergers Ausgabe der Gedichte S. 408.

Überfendung unserer Ballade erklärt hat, ist undatiert, und Bürgers eigene Angabe in der Gedichtsammlung von 1778 ist nicht ohne weiteres annehmbar. Denn Bürger selbst sagt in dem bekannten Brief an Boie vom 6. April 1778:<sup>1)</sup> „Du wirst manchmal über das Datum lächeln, das über jedem Stücke steht. Ich konnte mir nicht helfen; ich mußte bisweilen lügen, oder nach bloßem Ohngefähr dasselbe bestimmen, weil ich die Stücke, wovon Kupfer zu stehen kommen, verhältnismäßig durch das ganze Werk vertheilen mußte. Indessen sind sie doch ohngefähr größtentheils in der Ordnung verfertigt, wie sie da stehen. Wer kan mich, auffer dir, gros Lügen strafen? Wir wollen uns nun an den ästhetischen Narren belustigen, die aus dieser Chronologie den Fortschritt meines Geistes darzutun sich bemühen werden.“

Ein zwingender Grund, die „Ballade vom Treuring“ vor den „Kaubgrafen“ zu setzen, fehlt also. Dagegen läßt sich die Bezeichnung „Ballade“ vielleicht für die spätere Entstehung geltend machen; denn erst im Mai 1773 entschloß sich Bürger auf Boies Rat, als Ballade die rührende, als Romanze die scherzhafte Erzählung des Volksliedes zu bezeichnen, während er vorher dem umgekehrten Sprachgebrauch gefolgt war.<sup>2)</sup>

Der Brief, mit dem Bürger dem Freunde die Ballade übersandte, läßt sich un schwer an einer späteren Stelle des Briefwechsels unterbringen. Vom 27. Mai bis zum 18. Juni findet sich eine Lücke in dem Briefwechsel Bürgers und Boies; daß aber der briefliche Verkehr in dieser Zeit nicht geruht hat, sondern daß uns nur die betreffenden Briefe verloren sind, beweist der Inhalt des Briefes vom 18. Juni 1773 (Strodtmann 1, 122 f.). Wir können also jenen undatierten Brief unbedenklich in diese Zeit setzen und geraten damit in die unmittelbare Nähe der „Lenore“. Die Ballade ist also ein Erzeugnis derselben Stimmung, aus der diese größte Schöpfung Bürgers erwuchs. Dafür, daß sie zu einer Zeit besonderer dichterischer Begeisterung geschrieben ist, spricht auch die Thatsache, daß sie Bürger gegen seine sonstige Gewohnheit in einem Guß vollendete.<sup>3)</sup>

Für die späteren Gedichte fällt die chronologische Ordnung nicht mehr zusammen mit der ästhetischen Ordnung; der verkehrte

<sup>1)</sup> Strodtmann 2, 268.

<sup>2)</sup> Anmerkung Boffens zu Bürgers Brief an Boie vom 22. April 1773; Strodtmann 1, 105; Boie an Bürger, 28. April 1773; Strodtmann 1, 110. Noch in dem Briefe Bürgers vom 22. April 1773 wird „Lenore“ als „rührende Romanze“ angekündigt; seit dem 6. Mai 1773 wird sie dagegen „Ballade“ genannt (Strodtmann 1, 110).

<sup>3)</sup> Boie an Bürger, 19. April 1776; Strodtmann 1, 301 f.

Begriff der Popularität, den Bürger sich gebildet hatte, ließ ihn vielmehr immer wieder in die ältere Art der Romanze zurückfallen und ließ ihm selten noch eine ganz reine Wirkung gelingen.

## 2. „Von der Popularität der Poesie“.

Aus Bürgers Nachlaß veröffentlichte R. Reinhard zuerst in G. A. Bürgers vermischten Schriften, Berlin 1823—1824, 5, 266—276 die Fragmente „Von der Popularität der Poesie“. Sie gelten noch bei Grisebach (G. A. Bürgers Werke, 5. Auflage, Berlin 1894, S. 496) für das deutsche Konzept eines lateinischen Pamphletes *De Popularitate Poeseos*, mit dem sich Bürger im Jahre 1784 den Kuratoren der Universitäten habe empfehlen wollen. In dessen ist diese Bestimmung durch nichts gesichert. Die Annahme, daß eine jener 1784 geplanten Universitätschriften *de Popularitate Poeseos* handeln sollte, geht lediglich auf eine Mitteilung H. Dörings (Bürgers Leben 1826, S. 146) zurück, während der Briefwechsel nichts darüber enthält; und wenn sie trotzdem richtig sein sollte, so wäre es doch noch nicht selbstverständlich, daß unsere Fragmente gerade zu jener Schrift gehörten. Denn wir wissen, daß Bürger zu den verschiedensten Zeiten seines Lebens daran gedacht hat, seine poetischen Anschauungen in längeren oder kürzeren Aufsätzen niederzulegen.

Eine andere Datierung der Fragmente versucht Julius Sahr in dem Aufsatz: Gottfried August Bürger und sein Wilder Jäger (Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1, 1887, S. 122 f.). Sahr hält sie für die Überreste eines ausführlichen poetischen Glaubensbekenntnisses, das Bürger im Herbst 1778 niederschrieb; Bürger habe darin die Betrachtungen noch mehr ins einzelne ausgeführt, die anfangs vor der Sammlung der Gedichte stehen sollten; manches davon sei später in die Vorrede von 1789 übergegangen.

Sahr ist mit dieser Ansicht der Wahrheit ziemlich nahe gekommen; wir können indessen mit der Datierung unserer Fragmente noch um ein halbes Jahr weiter zurückgehen. Wir brauchen sie nicht mit einer Arbeit in Zusammenhang zu bringen, von der uns jede nähere Kenntnis fehlt; es läßt sich vielmehr beweisen, daß uns in ihnen nichts anderes als Bürgers Aufzeichnungen für jene ausführliche Vorrede selbst erhalten sind, mit der er 1778 die erste Sammlung der Gedichte einzuleiten gedachte, die er schließlich aber unterdrücken mußte, weil das Subskribentenverzeichnis zu viel Platz beanspruchte.<sup>1)</sup> (Es füllt 28 Seiten!) Die Fragmente gehören danach in das Frühjahr 1778; denn obwohl Bürger schon im Juli 1777 entschlossen war, seiner Sammlung ein poetisches Glaubensbekenntnis

<sup>1)</sup> Bürger an Voie, 23. März 1778; Strodtmann 2, 254 f.  
Euphorion. VIII.

vorauszuschicken,<sup>1)</sup> so begann er mit der Ausarbeitung doch erst im Januar 1778.<sup>2)</sup> Fertig ist „die lange projektierte Vorrede“ niemals geworden.<sup>3)</sup>

Über ihren Inhalt unterrichten uns besonders die Briefe an Voie vom 5. Januar und 9. März 1778<sup>4)</sup> und an Göckingk vom 29. Januar 1778.<sup>5)</sup> Was uns hier aus ihr mitgeteilt wird, findet sich aber alles, bisweilen mit denselben Worten, in unseren Fragmenten wieder. Es ist das ein erster Beweis für unsere Behauptung.

Ich setze die Parallelstellen her:

1. Bürger an Voie 5. Januar 1778: „Geliebt es Gott! denke ich in dem Prodrömus vor meinen Gedichten dem Fasse vollends, mit großem Geprassel, den leidigen durchlöcherten Boden, der nirgends Wasser hält, einzustoßen. Das soll eine Niederlage seyn in das Archiv meines Zeitalters, für die Nachwelt, ohnbekümmert um den Ab- oder Beifall meiner Zeitgenossen“. 9. März 1778: „Meine Vorrede handelt den Satz ab: daß alle Poesie, insofern sie den Rahmen nach einem Volke führet, volksmäßig seyn müsse. Ich nenne sie selbst eine Niederlage in das Archiv meines Zeitalters für die Nachkommen, ohne Rücksicht auf den Ab- oder Beifal meiner Zeitgenossen, die noch im ganzen viel zu sehr unter dem gelehrten Schuljoch seufzen.“ — Fragmente (S. 342 Griefebach): „Dies, gesagt schon, oder noch ungesagt, geglaubt oder bezweifelt, sey eine Niederlage in das Archiv meines Zeitalters. Schon längst wollte ich mich hierüber meines Glaubensbekenntnisses, unbekümmert um den Ab- oder Beifall meiner Zeitgenossen, entledigen“.

2. Bürger an Voie, 9. März 1778: „Aber aber! In was für ein Wespenneß werd' ich stören, wenn alles so stehen bleibt, wie es zum Theil schon hingeschrieben wird“.<sup>6)</sup> — Fragmente (S. 341): „Dennoch ahndet mir, daß ich in ein Wespenneß stören werde. Du! was wird's zu brummen, summen und stechen geben“.

3. Bürger an Göckingk, 29. Januar 1778: „Ich schreibe jetzt an meiner geharnischten Vorrede vor meine Gedichte, worin ich

<sup>1)</sup> Bürger an Voie, 17. Juli 1777; Strodtmann 2, 97.

<sup>2)</sup> Bürger an Göckingk, 29. Januar 1778; Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 3, 108.

<sup>3)</sup> Voie an Bürger, 26. Juni 1778; Strodtmann 2, 291: „Unter deinen Papieren hast du wohl nichts vollendetes Prosaisches?“ vgl. Bürger an Voie, 10. September 1778; Strodtmann 2, 302.

<sup>4)</sup> Strodtmann 2, 203. 245.

<sup>5)</sup> Vgl. Bürger an Voie, 9. März 1778: „Ich trage mich nun schon seit Jahren mit diesem Gedanken.“

<sup>6)</sup> Denselben Gedanken enthielt ein verlorener Brief Bürgers an Voie, den dieser am 9. März 1778 beantwortet: „Mit der Vorrede hüte dich nur, daß du nicht scheinst dich auf Kosten aller übrigen Dichter erheben zu wollen. Sonst hat's mit dem Wespenneß keine Not.“ Strodtmann 2, 244.

will's Gott! den durchlöcherten Boden des klassischen Fasses, das nirgends Wasser hält, ziemlich vollends einschlagen werde. Wenn alles so rund heraus geht, als rund ichs im Kopfe auch wieder den allerdurchlauchtigsten großmächtigsten Klopstock habe, so solt Ihr mal Euer blaues Wunder hören, sehen, schmecken, fühlen, und riechen." Bürger an Voie, 9. März 1778: „In Welch ein Wespen-  
nest [werd' ich stören], wenn ich Klopstocks Sponda u. s. w. aus dem Gebiete der Poesie hinaus ins Reich der Abhandlung stoße, oder sie für halb darstellendes halb abhandelndes Zwitterwerk, das weder auf dem Lande noch im Wasser leben kan, erkläre!“ — Frag-  
mente (S. 342): „Lieber, du kannst Klopstocks Sponda das Bürger-  
recht im Reiche der Dichtung nicht erfechten. Sie, wie alle ihres gleichen, ist Abhandlung, durch Darstellung aufgeputzt. Dies Ver-  
fahren hat er selbst für Zwitterwerk erklärt.“ Ebd. S. 343: „Ich habe nichts wider Sponda's Inhalt; aber alles wider Sponda, als Werk der Darstellung betrachtet. Und nur um einer Frühlings-  
feier willen kann ich Klopstocken wissenschaftliche abhandelnde Oden verzeihen.“<sup>1)</sup>

Die gedruckte Vorrede giebt statt des ausführlichen Glaubens-  
bekenntnisses nur eine kurze Formulierung der poetischen Grundsätze, die Bürger befolgte; die Polemik gegen Klopstock ist (auf Voies Rat)<sup>2)</sup> unterdrückt; statt dessen sind einige Dinge besprochen, über die Bürger den Leser von vornherein aufzuklären wünschte, vor allem die Rechtschreibung.<sup>3)</sup> Natürlich muß diese Vorrede sich in denselben Gedankenkreisen bewegen, wie die ursprünglich beabsichtigte; daß sie nun thatsächlich in allen wesentlichen Stücken zu unseren Fragmenten stimmt, ist ein zweiter erwünschter Beweis für die Identität derselben mit der älteren Vorrede.

Ich stelle wieder die betreffenden Stellen zusammen:

1. Der sechste Abschnitt der Vorrede (S. VI der Original-  
Ausgabe) beginnt: „Ich war erst Willens, mein ausführliches  
Glaubensbekenntnis hierüber an diesem Ort in das Archiv meines  
Zeitalters, unbekümmert um den Ab- oder Beifal meiner gelehrten  
verskünstelnden Zeitgenossen, für die Nachkunst nieder zu legen.“

<sup>1)</sup> Deutliche Anklänge an die „Fragmente“ enthalten auch die Worte über den „Wilden Jäger“, die Bürger in demselben Briefe vom 5. Januar 1778 schreibt, in dem er Voie die erste Mitteilung über den geplanten „Prodromus vor seinen Gedichten“ macht. An beiden Stellen spielen die Begriffe Darstellung, Urbild der Natur, Nachbild der Kunst eine wichtige Rolle.

<sup>2)</sup> Voie an Bürger, 12. März 1778; Strodtmann 2, 250

<sup>3)</sup> Bürger gedachte diese anfangs in einem besonderen Museums-Aufsatz zu behandeln, der vor der Sammlung der Gedichte erscheinen sollte, „damit das Publikum darnach nicht zu sehr frappirt würde.“ Bürger an Voie, 22. Januar 1778; Strodtmann 2, 213.



Das sind fast dieselben Worte, wie sie auch im Briefwechsel und in den Fragmenten stehen.

2. Die Definition der Poesie als darstellender Bildnerei ist den Fragmenten und der Vorrede gemeinsam.

3. Die Vermischung von Volk und Pöbel wird an beiden Stellen mit den gleichen Worten abgewiesen: „Unter Volk verstehe ich nicht Pöbel“ (Fragmente); „das ganze Volk — worunter ich mit nichten den Pöbel allein verstehe —“ (Vorrede S. V f.).

4. Das poetische Glaubensbekenntnis schließt an beiden Stellen mit denselben Worten: „Gleichwohl, was ich auch diesen Gegenstand schon erwogen habe und noch immer erwäge, so wird doch der Satz meinem Geiste stets gewisser: Alle Poesie soll volksmäßig seyn; denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit“ (Fragmente). — „... Die Wahrheit des Artikels, woran ich festiglich glaube, und welcher die Axe ist, woherum meine ganze Poetik sich drehet: Alle darstellende Bildnerei kan und sol volksmäßig seyn. Denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit“ (Vorrede S. VI).

Noch andere Umstände kommen hinzu, um die Gleichsetzung der „Fragmente“ und der projektierten Vorrede zu unterstützen: Der beträchtliche Umfang der „Fragmente“, der trefflich für ein ausführliches Glaubensbekenntnis paßt, wie es Bürger geben wollte; ihr unfertiger Zustand, die angewandte Rechtschreibung. Über diese hat sich Bürger viel Kopfzerbrechens gemacht; zuletzt nahm er Boies Vorschläge<sup>1)</sup> an, beseitigte das „undeutsche“ h, das Dehnungs-h, das „fatale“, „alberne“ ß in den meisten Fällen und schrieb Doppelkonsonanten nur noch im Inneren der Worte.<sup>2)</sup> In den Fragmenten sind diese Regeln noch nicht befolgt, sofern Grisebachs Abdruck ein Urteil darüber erlaubt, während sie in der gedruckten Vorrede beachtet sind; folglich sind jene älter als diese und vor Anfang April 1778 geschrieben.

### 3. „Zur Beherzigung an die Philosophunculos“.

Im Januar 1777 übersetzte Bürger die Hexenscenen aus Shakespeares Macbeth, im Februar dazu noch die Rede der in eine Hexenkönigin umgetauften Hecate aus dem dritten Akte. Die Arbeit war für Schröder bestimmt, der damals mit seiner Truppe in Hannover spielte und nach dem schönen Erfolge der Hamlet-Vorstellung sich auch zur Aufführung des Macbeth entschlossen hatte.

Die Bearbeitung der Hexenscenen ging Bürger schnell von der Hand und regte von neuem sein Interesse für das Theater an. Nur

<sup>1)</sup> Boie an Bürger, 15. und 26. Januar 1778; Strodtmann 2, 209, 218.

<sup>2)</sup> Bürger an Boie, 22. Januar und 6. April 1778; Strodtmann 2, 213, 268. Vorrede S. XV ff.

wußte er nicht, ob er seine Kraft lieber an einem selbständigen Werke — an das er schon seit dem Herbst 1773 dachte — oder an der Übersetzung eines Shakespeareschen Stückes versuchen sollte. Zuletzt entschloß er sich, gewiß auf Zureden Voies, den er im Februar und März 1777 auf 4 Wochen in Hannover besuchte, zunächst den Macbeth zu verdeutschen. Im August begann er die Arbeit, wurde aber erst im März 1782 fertig; im folgenden Winter wurde das Stück von Dieterich gedruckt.

Aus diesen Studien erwuchs als Parergon ein „Traktätlein über die Hexenmaschinerie im Macbeth“. <sup>1)</sup> Es wurde Anfang 1778 entworfen und war in den ersten Tagen des März schon in Hannover in den Händen Voies; zur selben Zeit wußte auch Schröder in Hamburg davon. Beide waren sehr damit zufrieden und rieten zum Druck. <sup>2)</sup> Aber der Aufsatz blieb liegen; am 1. Oktober schrieb Bürger, in einem Augenblick des Lebensüberdrußes, daß er ihn überhaupt nicht veröffentlichen werde. <sup>3)</sup> Später versprach er dann wieder, durch Voies Bitten bewogen, <sup>4)</sup> ihn bei guter Gelegenheit für das Museum fertig zu machen; <sup>5)</sup> doch bei dem Versprechen ist es geblieben.

Trotzdem ist uns das „Traktätlein“ nicht ganz verloren; ich glaube es in dem kurzen Aufsatz wiederzuerkennen, der mit der Überschrift: „Zur Beherzigung an die Philosophunculos“ in unseren Ausgaben als drittes der Bruchstücke „Aus Daniel Wunderlichs Buch“ mitgeteilt ist.

In ihm bekämpft Bürger „die weisen ästhetischen Fliegen, die auf Shakespeares göttliche Stirn sich setzen, ihren Rüssel putzen, und nie wieder wegfliegen, ohne ein kleines Denkmal ihrer Unart hinterlassen zu haben“, die Shakespeares „abenteuerliche Zauber- und Gespenstergeschichten mit der Barbarei seines Zeitalters“ glauben entschuldigen zu müssen, da sie doch „für unser erleuchtetes philosophisches Zeitalter“ nur abgeschmackt und lächerlich wirkten. Bürger fragt dagegen, weshalb diese aufgeklärten Herren dann nicht auch die antiken Götter „mit all ihren Schulsüchereien“ aus ihren Gedichten vertrieben? Wenn aber ja, wie Sänberlich-Nicolai fürchte, Shake-

<sup>1)</sup> Bürger an Voie, 9. März 1778; Voie an Bürger, 9. März 1778 (Antwort auf einen verlorenen Brief Bürgers); Strodtmann 2, 245. 244.

<sup>2)</sup> Voie an Bürger, 9. März 1778; Schröder an Bürger, 19. März 1778; Strodtmann 2, 244. 253.

<sup>3)</sup> Bürger an Voie, 1. Oktober 1778; Strodtmann 2, 305 f., vgl. Voie an Bürger, 3. Oktober 1778; Strodtmann 2, 307.

<sup>4)</sup> Voie an Bürger, 30. Oktober und 10. Dezember 1778; Strodtmann 2, 316. 327.

<sup>5)</sup> Bürger an Voie, 3. Dezember 1778 und 25. Januar 1779; Strodtmann 2, 324. 341.

Shakespeares Hexen- und Gespenstergeschichten den alten Aberglauben wieder auf den Thron helfen könnten, dann müßte sicher auch durch die Vorliebe für die griechischen Götter das Heidentum in Berlin längst wieder in Schwang gekommen sein. Nach diesem höhnenenden Ausfall gegen seinen Berliner Widersacher wird Bürger ernst; er schildert den mächtigen Eindruck, den das Gespenst im Hamlet, Bankos Geist und die Hexen im Macbeth auf ihn machten, und sucht zu beweisen, daß der Glaube an solche Erscheinungen durchaus nicht widersinnig sei. Wem dennoch sein Verstand verbiete, an Shakespeares Zauber- und Gespenster-scenen zu glauben, auch dem brauchten sie darum nicht lächerlich zu sein. Denn „Gottlob! des Menschen Herz ist stärker, als seine Vernunft. Trotz allen Philosophemen eures Kopfes bangt es euch die Herzgrube, durchschauert es alle eure Gebeine, wenn ihr um Mitternacht auf einem Gottesacker wandelt. — — —“ Hier bricht das erhaltene Fragment plötzlich ab. Der Aufsatz ist sichtlich unvollendet.

Für seine Identifizierung mit jenem Anfang 1778 geschriebenen, gleichfalls nie vollendeten<sup>1)</sup> Traktätlein spricht zunächst die Verwandtschaft des Themas, besonders die wiederholte Beziehung auf den Macbeth; dann die chronologische Bestimmung, die sich aus der polemischen Wendung gegen den 1777/78 erschienenen „sehnen kleinen Almanach“ Nicolais und genauer aus der doch wohl authentischen Überschrift „Zur Beherzigung an die Philosophunculos“ ergibt; denn die Bezeichnung „ästhetische Philosophunculi“ begegnet auch in einem Briefe an Bertuch vom 18. Januar 1778<sup>2)</sup> und wird, da Bürgers Briefe ein treuer Spiegel dessen sind, was ihn in jedem Augenblick beschäftigte, dadurch als dem Anfang des Jahres 1778 zugehörig erwiesen. Auch der Ausdruck „Schulsüchereien“ ist Bürger in dieser Zeit geläufig; vergleiche die Briefe an Voie vom 5. Januar 1778<sup>3)</sup> und an Gödingk vom 29. Januar 1778;<sup>4)</sup> freilich findet er sich (nach Hamanns Vorbild) auch schon früher<sup>5)</sup> und mag deshalb ohne Beweiskraft sein. Endlich wird unsere Gleichsetzung durch eine auffallende Beziehung zu der Vorrede der Macbeth-Bearbeitung von 1783 unterstützt, in die doch wohl einiges aus dem „Traktätlein“ übergegangen ist; vergleiche den vorletzten Abschnitt (S. 7 der Original-Ausgabe), der beginnt: „Von den Zauber-scenen nur noch ein einziges Wort“; auch hier ist mit bitterem Hohne gegen

1) Bürger an Voie, 25. Januar 1779; Strodtmann 2, 341.

2) In der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“, November 1883, S. 167.

3) Strodtmann 2, 203.

4) Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 3, 108.

5) Bürger an Voie, 14. November 1776, 5. Dezember 1776, 9. Januar 1777; Strodtmann 1, 360. 370; 2, 6. Auch später gebraucht Bürger den Ausdruck.

das aufgeklärte Zeitalter von den ästhetischen Philosophunculi die Rede.

Ob der behandelte Aufsatz mit Recht den Bruchstücken aus „Daniel Wunderlichs Buch“ hinzugefügt ist, läßt sich aus dem Briefwechsel nicht entnehmen; doch dürfen wir es wohl aus der Wendung: „mein freundgeliebter Vetter Daniel Säuberlich“ erschließen. Jedenfalls ist er nicht jene Fortsetzung zu „Daniel Wunderlichs Buch“, die Bürger im März 1778 schreiben wollte;<sup>1)</sup> denn die Stellen im Briefwechsel, die sich darauf beziehen, können nicht auf einen Aufsatz gedeutet werden, der schon ziemlich fertig und den Freunden schon bekannt war; auch hat er nichts mit der Fortsetzung zu thun, mit der Bürger anfangs auf Nicolais Pamphlet zu antworten gedachte, da diese ein ausführliches poetisches Glaubensbekenntnis enthalten sollte.<sup>2)</sup> —

Als Anhang sei noch ein Wort gesagt über das erste Bruchstück aus „Daniel Wunderlichs Buch“: „Von der Einteilung des Schauspiels“. Berger (Einleitung zu seiner Ausgabe S. 28) sieht darin einen Nachhall von Lenzens „Anmerkungen über das Theater“; richtiger ist es wohl, Bürgers kleinen Aufsatz an Herders Shakespeare-Aufsatz von 1773 anzuknüpfen. Bürger vereinigt zwei Gedankenreihen derselben: er nimmt die Polemik gegen die Unterscheidung einer Unzahl dramatischer Gattungen wieder auf und verbindet damit den Satz, daß das Schauspiel ein Abbild der Natur sein müsse. Vergleiche besonders Herders sämtliche Werke, herausgegeben von Suphan, 5, 221. 229—231.

#### 4. Bürgers erste Aufsätze über die Verdeutschung Homers.

Als der Studiosus Bürger sich am 14. Februar 1769 um die Aufnahme in die Deutsche Gesellschaft in Göttingen bewarb, fügte er seinem Gesuche eine Probefchrift bei des Inhaltes: „Etwas Ueber eine deutsche Uebersetzung des Homers.“ Sie ist von A. Kluckhohn wieder aufgefunden und mit einleitenden Bemerkungen in Schnorrs Archiv Band 12, 1884, S. 61—83 mitgeteilt worden; sie bietet nicht nur einen wertvollen Beitrag zur Litteraturgeschichte jener Zeit, die in der Uebersetzung Homers eine ihrer größten Aufgaben erblickte, sondern ist (mit Kluckhohns Worten) auch „ein nicht unwichtiges Actenstück zur Charakteristik des werdenden Dichters“.

Denn sie zeigt zum ersten Male Bürgers Individualität in scharfen Umrißen, und sie läßt dabei einen Blick in die Lektüre des

<sup>1)</sup> Bürger an Voie, 23. März 1778; Voie an Bürger, 26. März 1778; Strodtmann 2, 256 f. 261.

<sup>2)</sup> Bürger an Voie, 31. Oktober, 14. November, 5. Dezember 1776; Strodtmann 1, 353. 361. 372 f.

angehenden Dichters thun, trägt also bei zur Erkenntnis der literarhistorischen Voraussetzungen seines Schaffens.

Bürger hat auf ausführliche Literaturangaben verzichtet; außer wenigen Ausländern nennt er nur Klotz und Niedel gelegentlich, dazu im Epilog Herder, diesen aber nur, um dem Leser mitzuteilen, daß er die Kritischen Wälder noch nicht gelesen habe, mit ihnen also nicht wetzeln wolle. Dagegen ist gerade derjenige nicht erwähnt, dem Bürger das meiste verdankt; das ist J. J. Breitinger, der Verfasser der „Kritischen Dichtkunst“. Bürgers Aufsatz ist ein neues Zeugnis für den tiefgehenden Einfluß, den jenes Buch auf die Entwicklung der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts geübt hat.

Schon Kästner, damals „Ältester“ der Deutschen Gesellschaft, wies zu einer Stelle der Bürgerischen Probeschrift auf die Abhängigkeit von den Schweizern hin (S. 72); indessen scheint dieser Fingerzeig bisher nicht beachtet zu sein; es soll deshalb gezeigt werden, wie Bürgers Ausführungen fast Abschnitt für Abschnitt voll sind von Erinnerungen an die „Kritische Dichtkunst“.

Sehen wir von der burschikosen Einleitung (S. 70–72) ab, so beginnt die Abhandlung mit dem Satze, daß eine deutsche Ilias „nach Alterthum schmecken“ müsse; der Übersetzer solle „die Illusion beim Leser bewirken, in welcher er vergißt, daß er eine Uebersetzung vor sich habe, und in den süßen Wahn eine Zeit lang hineingezaubert wird, daß Homer, der alte Homer in eben derselben Sprache gedichtet, in der die Uebersetzung abgefaßt ist“ (S. 72). Bürger jagt damit nichts anderes, als was Breitinger wollte, wenn er schrieb: Ein guter Übersetzer muß „zuwebringen, daß seine Uebersetzung das Ansehen, und den Character eines Originals bekümmert“ (Kritische Dichtkunst 2, 156), oder: Die Uebersetzung soll „einen gleichen Eindruck auf das Gemüthe des Lesers machen“ wie die Grundchrift (ebenda 2, 139 ff.; vgl. auch 2, 11 f.).

Um nun den gewünschten Eindruck zu erzielen, empfiehlt Bürger als vornehmstes Mittel, „sich der Sprache entwöhener Zeiten zu bedienen, welche sich durch eigene Wörter und deren besondere Zusammenfügung, von der unsrigen merklich unterscheidet“. Es gebe solcher Wörter viele, die „das undankbare Schicksal, ungebraucht allmählig abzusterben, wegen ihrer Güte gar nicht verdient hätten“; diese werde der Übersetzer mit guter Wirkung wieder hervorsuchen, nur müsse er sie auch „geschickt anbringen“ (S. 72 f.). Der Einfluß der Kritischen Dichtkunst auf diese Gedanken kann nicht verkannt werden; eindringlich wird von Breitinger dem Übersetzer zur Pflicht gemacht, verschollene Wörter unserer Sprache zu retten; vgl. 2, 50 ff., besonders 60 f.: „Insbesondere würden die Uebersetzungen von nachdrücklichen Grundchriften Anlaß geben, viele Wörter von dieser

Natur, die mit ihren Bedeutungen und Begriffen unter dem Schutt der Vergessenheit begraben liegen, an das Licht hervorzuziehen. Mithin wäre zu wünschen, daß unsre heutige deutschen Uebersetzungen in diesem Stücke fleißiger ausgearbeitet würden." 2, 211 f.: „Folglich sind geschickte Scribenten und Uebersetzer, welche die Sprachen als Hülfsmittel zur Fortpflanzung der Weisheit und Erkenntniß besorgen, verbunden, sorgfältig zu verhüten, daß keine gute alte Wörter, die eine gemessene Bedeutung haben, durch ihre Nachlässigkeit zugleich mit den Begriffen sich aus einer Sprache verlihren, oder in Abgang kommen. Dieses aber wird geschehen, wenn sie mehr als hiebevorn beflissen seyn werden, in ihren Schriften und Uebersetzungen, statt der so gewohnten matten und seichten Umschreibungen, die Begriffe mit nachdrücklichen deutschen Wörtern kräftig auszudrücken, und dieselben aus dem Staube der Vergessenheit hervorzuziehen." Auch die Mahnung, daß der Uebersetzer solche Machtwörter „auf eine geschickte Weise" verwenden müsse, ist in der Kritischen Dichtkunst wiederholt ausgesprochen.<sup>1)</sup>

Doch will Bürger bei dem Gebrauche solcher veralteten Wörter gewisse Regeln beachtet wissen: 1. sie dürfen „nicht schon gar zu alt und bereits unverständlich seyn"; 2. sie dürfen nicht „eine zu große Aehnlichkeit mit dem heutigen platdeutschen haben"; 3. sie müssen „durchgehends edel seyn, sonst würden sie, anstatt die Würde der Rede zu erheben, und die Fäden zur Webung eines antiken ehrwürdigen Gewandes zu seyn, zu läppiſchen Lappen ausarten und ein eckelhaftes Arlekinskleid hervorbringen. Daher prüfe man sie ia erst genau, . . . ob sie nichts komisches, niedriges, pöbelhaftes und schmutziges im Gebrauch an sich haben" (S. 73). — Auch diese Gedanken sind in der Kritischen Dichtkunst vorgezeichnet. Der erste Satz wird als selbstverständlich von Breitinger allerdings nur gelegentlich gestreift (2, 69 f.: Dem Uebersetzer muß man „erlauben, aus dem ganzen Schatz der Sprache alles zusammenzuzuchen, was ohne Abbruch der Deutlichkeit dienen mag, den mehr als menschlichen Nachdruck ihrer [das heißt der erhabenen Geister und Menschen] Rede zu befördern); der dritte Satz dagegen wird ausführlich behandelt, da ja die Würde des Epos einen wichtigen Bestandteil der Aesthetik bildet; vgl. 1, 371: „Vor einen Poeten gehöret os magna sonaturum; er muß mehr als gemeine, wunderbare Dinge sagen; die stärksten, zärtlichsten, und keinesweges pöbel-

<sup>1)</sup> Vgl. ferner 2, 66. 70 ff. 83. 146 ff. 200 f. 203 ff. 350 f.; dazu alle jene Stellen, an denen Breitinger im allgemeinen fordert, daß sich die Sprache des Dichters von der Sprache des gewöhnlichen Lebens entfernen müsse; an einer dieser Stellen (2, 67 ff.) wird gerade Homer gefeiert, weil er von der gemeinen und gewohnten Art zu reden abgehe.

hafte Ausdrücke brauchen;" ferner 1, 298. 2, 69. 72 ff. 199—246 („Von der Würde der Wörter“), besonders 201: Der Gebrauch der Wörter ist „so unbeständig und wandelmüthig, so daß öfters Wörter, die in ihrer ersten Vereinigung mit gewissen Gedanken und Bedeutungen für neu, schöne, und edel gehalten worden, mit Verlauff der Zeit, entweder durch den täglichen Gebrauch oder durch eine Entwehngung in dem Munde des verachteten Pöbels ihre Würdigkeit und ursprüngliches Ansehen beynahe gänzlich verlihren; oder durch die figürliche Anwendung bey possierlichen, verächtlichen und schandbaren Dingen, selbst etwas verächtliches, possierliches, oder gar verhaßtes und eckelhaftes an sich nehmen, das sich unzertrennlich an ihre Bedeutung anhängt; oder endlich gar veralten, und aus der Sprache verdrungen werden. Diczem zufolge werden die Wörter und Ausdrückungen in alte und neue, in edle und pöbelhafte, unterschieden; darum hat auch in dieser Absicht eine geschickte Wahl unter denselben Platz“. 2, 294 ff. 430. Insbesondere verteidigt Breitinger die Würde und Hoheit Homers gegen die Angriffe der Franzosen 1, 93 ff.; 2, 240 ff.; 2, 243 gebraucht er auf das Bild vom Arlekinskleide (bei ihm „Bickelherings Rock“) in der Kritik von Perraults Übersetzung der Odyssee; denn Perrault gehört ihm zu „den französischen Scribenten“, die durch ihre „verunehrten und mit verächtlichen Neben-Ideen angesteckten“, durch ihre „niedrigen, unreinen und befleckten“ Wörter Homer „verringern und schänden“. Nur die Warnung vor dem Plattdeutschen ist Bürger eigentümlich; sie ergab sich aber für den norddeutschen Dichter von selbst aus der Forderung, daß er die Sprache des gemeinen Volkes vermeiden müsse.

Vor neumodischen Wörtern glaubt Bürger warnen zu sollen; dagegen sieht er einen schönen Schmuck der Rede in den Wörtern, die der Dichter neu schafft: „Wie allen und sonderlich epischen Dichtern, istz auch meinem Uebersetzer erlaubt, neue Wörter zu machen, indem der fremde Klang derselben, eben die Wirkung wie die alten unbekanntern thun kann. Nur das versteht sich, man muß die Regul des Horaz beobachten, und Signatum praesente nota producere nomen“ (S. 74). — Auch mit diesen Bemerkungen steht Bürger auf dem Boden der Kritischen Dichtkunst; vgl. 2, 75 f.: „Nun kan man neue und ungewohnte Begriffe nicht mit gewohnten und gebräuchlichen Redensarten, anderst als durch matte und weitläufige Umschreibungen zu verstehen geben. Und in diesem Fall neue Wörter nach der Analogie zu erfinden und zu gebrauchen, ist allezeit erlaubt gewesen.“ 2, 62: „Ich kan auch von etlichen neuen Verfassern mit Grunde sagen, daß sie sich diese Vorsorge für die Vermehrung der deutschen Sprache (nämlich „mit Erfindung und Einführung neuer Wörter“) mehr haben angelegen seyn lassen, als die Verhütung des Abgangs

so vieler nachdruckreicher Wörter; so daß ihr Verdienst um die Sprache in diesem Stücke nicht geringer ist, als die Schuld, welche ich ihnen in jenem beigemessen habe.“ Vgl. weiter 2, 66 ff. 212 ff.; 271 ff. 350 ff.; 1, 360. Der von Bürger angeführte Vers des Horaz (de arte poetica Vers 59) ist in der Kritischen Dichtkunst 2, 223. 351 in gleichem Zusammenhang citiert; Bürger's allgemeiner Grundsatz, daß die Wahl der Wörter durch die beabsichtigte Wirkung bestimmt sei, ist Kritische Dichtkunst 2, 230 kurz und bestimmt ausgesprochen: „Diesemnach kömmt es in der Wahl und dem Gebrauch der Wörter und Redensarten lediglich darauf an, daß man beständig diejenigen vor andern erwehle, welche sich vor die Sache, die man dadurch vorstellen will, am besten schicken, und bey andern eben denselben Eindruck hervorbringen, den der Scribent selbst aus der Vorstellung der Sache bey sich empfindet.“

Außer den einzelnen Wörtern rät Bürger „die ältern Wortfügungen und Redensarten“ nachzuahmen. „Denn,“ schreibt er, „ich stimme denenjenigen bey, welche sagen, daß die Wendungen der ältern deutschen Sprache mehr original sind, und daß unsre neumodischen vielfältig aus fremden Sprachen in die unsrige geschlichen sind.“ Da die Sprache in engster Beziehung zum „deutschen Original-Genie“ steht, teilt sie alle die Vorzüge, die dieses besitzt; das herrlichste Muster dafür ist Luther; Luthers Sprache soll deshalb der Übersetzer fleißig studieren und „den Ton seiner Uebersetzung nach diesem feyerlichen Ernste stimmen“. „Vieleicht vermeidet er am ersten auf diese Art den verdrüßlichen Fehler der Franzosen, seinen Homer in ein Gewand des achtzehnden Jahrhunderts zu hüllen“ (S. 74 f.). — Der Zusammenhang dieser Anschauungen mit der Kritischen Dichtkunst ist leicht zu finden; vgl. 2, 220 ff. gegen die Verunreinigung der Sprache durch Anleihen aus fremden Sprachen; 2, 42—90 („Von den Macht-Wörtern“)<sup>1)</sup> 144 ff. über die Sprache als Ausdruck „des Originalcharakters einer Nation“; 2, 71 (46) Empfehlung der Sprache Luthers; 1, 93 ff. 457; 2, 240 ff. gegen die französischen Übersetzer und Beurteiler Homers.

Im zweiten Teile seines Aufsatzes behandelt Bürger die Frage, welche Form für einen deutschen Homer am meisten geeignet sei. Er verwirft den Hexameter; denn dieser schwere Vers „lege dem Übersetzer einen Zwang auf, dem man auf Unkosten des Originals nur gar zu oft nachgeben müsse“, sodaß eine hexametrische Uebersetzung „uns keinen Homer, in seiner wahren und unvermummten Gestalt, und statt ihn, den Uebersetzer darstellen“ würde. Was sei es zudem

<sup>1)</sup> 2, 46. „Gelehrte Männer, die sich bemühet haben, den Ursprung der Sprachen mit einer critischen Einsicht zu ergründen, haben auch wahrgenommen, daß sich der Originalcharakter einer Nation der Sprache selbst eingepreget habe.“



„mit der Harmonie des Hexameters oder irgend eines langen Verſes in einem ſo langen Gedichte? Eine langweilige Monotonie werden ſie verurſachen, die zwar ein Dichter von Genie, wenn er was eignes ſinget, durch den Schwung einer erhitzten Einbildungskraft hinlänglich abändern kann, welches aber einem geſetzten Ueberſetzer verſagt iſt“. Und weiter: „Wenn auch außerdem die Verſe noch ſo rein und fließend wären, ſo würden ſie doch ſelten den Taſt und den Gang haben, den der Inhalt des Originals verlangt und daher denen muſikaliſchen Stücken zu vergleichen ſehn, wo zwar mehrere wohlklingende Accorde zuſammengeſetzt ſind, die aber keine Leidenschaft oder ſonſt etwas ausdrücken, bey denen ſich daher nichts denken und empfinden läßt.“ Bürger entſcheidet ſich deſhalb für eine Ueberſetzung der Ilias in Proſa. (S. 75 f.) — Für dieſe Polemik gegen den Hexameter beruft er ſich auf Niedel und Kloß<sup>1)</sup> als Gewährsmänner; doch weicht er von ihnen darin ab, daß dieſe auch von einer Ueberſetzung Homers in Proſa nichts wiſſen wollten;<sup>2)</sup> mit der Empfehlung der Proſa ſteht er dagegen wieder auf dem Boden der Schweizer. Auch Breitinger rät dem Ueberſetzer, ſich der Proſa zu bedienen, um „dem Joche des deutſchen Verſes und der Reimen“ zu entgehen, das oft hindere, „daß man nicht alles ſagen könne, was man wolle, oder es ſo ſagen, wie man gerne wollte“; die „vorſichtigen Ueberſetzer“ könnten „vielen Vorrückungen allerley kleiner Verſtößungen vorkommen, auf welche unſre heutigen Kunſtrichter am liebſten herzuſallen pflegten, wenn ſie ihre Ueberſetzungen in ungebundener Rede faſſeten“. Kritiſche Dichtkunſt 2, 157. 461 ff. 173 ff. Zu den letzten Gedanken Bürgers läßt ſich Kritiſche Dichtkunſt 2, 462 vergleichen: „Das ſchlimmſte iſt, daß dadurch (das heißt durch den Reim, allgemeiner durch den Verſ) die Gedanken und die Rede in einen beſtimmten Raum eingeperrt werden; welches neben dem Ueberdruß, den die immerwährende Gleichförmigkeit der Abſchnitte in die Harre verurſachen muß, uns der Freiheit beraubet, die Gemüthes-Bewegungen und Sachen auf ſo verſchiedene Weiſe vorzuſtellen, wie es in einer Nachahmung der Natur ſehn ſoll.“ Ueberhaupt ſind Breitingers Einwände gegen den Alexandriner Bürgers Gründen gegen

1) Denkmal Meinhardts S. 43. 59—61, von Kloß in der Deutſchen Bibliothek, 3. Stück S. 5—8 wörtlich ausgeſchrieben; Niedel, Theorie S. 66. 209.

2) Niedel, Denkmal Meinhardts S. 60: „Und wie ſoll dem Homer überſetzt werden? In Verſe? Dies iſt unmöglich. In Proſa? So muß der epische Dichter, man ſey auch ein Ebert, allemahl verlieren. Poeſie in Proſa überſetzt, bekommt ein ſchwulſtiges Anſehn, welches ſchon den Eindruck vermindert; oder man verdünnt die Stärke der Dichtkunſt, und wird wäſſerig; oder man paraphraſirt, wo man nicht überſetzen kan und wird — das was die franzöſiſchen Dolmetſcher ſind. Reid iſt es nicht gegen meine Landsleute, wenn ich ihnen einen deutſchen Homer nicht wünſchen will; es iſt Patriotismus: ſie ſollen ihn griechiſch leſen.“

den Hexameter nahe verwandt; vgl. 2, 447: „Wenn das Ebenmaaß in einem Verse eben dasselbe ist, wie in dem andern, so muß die Harmonie selbst, die sich in einem oder etlichen Versen fand, in einem langen Verse in eine widrige Monotonie verunarten.“

Bürger stellt aber hohe Anforderungen an die Prosa einer Homer-Übersetzung, die „gewiß kein Kinderpiel“ sei. „Es ist nicht genug,“ lesen wir, „wenn er (der Übersetzer) den Verstand des Originals richtig, rein und mit edlen Worten in unsere Sprache überträgt, sondern er muß seiner Prosa einen Wohlklang geben, vor dem man Verse gern mißen wird, weil sie ihn zu erreichen nicht fähig sind. Daher muß er die Wörter, wie bey Versen bald hier bald dorthin werfen, sie auf mancherley Arten zusammenfügen, nicht aber, wie bey Ienen, einen leeren Schall und Accord, sondern um die Bewegungen der Natur auch im Gange der Periode auszudrücken. . . Die Seele, sagt der große Homer,<sup>1)</sup> fällt mit einem schwehren Körper, fließt mit einem Fluße, steigt mit dem Feuer im Rauche. Die Sprache, die Dolmetscherin der Seele also, muß iene Bilder so ausdrücken, daß man schon an dem äußerlichen, ohne durch den Verstand der Worte es erst zu erfahren, den Fall des schwehren Körpers, das brausende oder sanfte Hinfliessen des Flußes oder das wallende Aufsteigen des Rauches fühlen könne.“ Drei Beispiele sollen das klar machen (S. 76—78). — Bürger verlangt also eine freiere Behandlung der Sprache, als die Grammatik für wissenschaftliche Prosa vorschreibt, und sieht ihre höchste Leistung in der onomatopoeischen Nachahmung des geschilderten Vorganges. Er ist auch damit wieder in die Schule der Schweizer gegangen. Vgl. 2, 411: „Diese poetische Mahlerkunst in dem Ausdruck machet demnach mehr einen Poeten als der Reim und der Abschnitt, so gar, daß auch nach Horaten einer, der in ungebundener Rede schreibt, ein Poet seyn kan, wie hingegen mancher, der seinen Vortrag in Verse bindet, nur ein Prosaicus ist.“ 2, 463: „Es ist ein Irrthum, wenn man gläubt, daß die deutsche Sprache von der ordentlichen und üblichen Construction in keinen Weg abweichen könne; ohne daß eine lächerliche Rede herauskomme.“ 2, 354 ff.: „Die Eigenschaft dieser Sprache (das heißt der Sprache der Leidenschaft) bestehet demnach darinnen, daß sie in der Anordnung ihres Vortrags, in der Verbindung und Zusammensetzung der Wörter und Redensarten, und in der Einrichtung der Rede-Sätze sich an kein grammatisches Gesetz, oder logicalische Ordnung, die ein gesetzteres Gemütthe erfordern, bindet; u. s. w. Die Natur ist die Lehrmeisterin, bey welcher man in die Schule gehen muß, wenn man diese natürliche Sprache erlernen will.“ Von der

<sup>1)</sup> Verschieben für (Henry) Home, dessen „Grundsätze der Kritik“ Meinhard 1762 deutsch herausgab.

onomatopoetischen Schönheit der Rede handelt der Abschnitt von dem Wohlklange der Wörter, 2, 14 ff.; hier wird S. 25 Virgil gelobt, weil man in seinen Versen „den Hagel auf den Dächern rasseln, das Wasser über die Rißlinge rauschen, den Hufschlag eines im Galoppe laufenden Pferdes“ vernehme; S. 28 ff. wird aus demselben Grunde Homer gerühmt, dessen Schönheit „Virgil nur mit schwachen Zügen nachgeahmet habe“.

Bürger hat damit im wesentlichen gesagt, was er über eine Übersetzung Homers zu sagen hatte. Die letzten Seiten seines Aufsatzes füllte er mit einer Polemik gegen die Franzosen, die von vielen Stellen im Homer behaupten, „daß sie das feinere Ohr und die Artigkeit unserer Sitten beleidigten“, und mit dem Versuche, einige „verdorbene Stellen“ des Textes zu bessern (S. 78—81). Der Epilog ist unwesentlich. Auf Breitingers verwandte Beurteilung der französischen Homerübersetzer ist schon hingewiesen.

Wir sehen also, daß Bürger durchweg mit Gedanken arbeitet, die ihm in Breitingers „Kritischer Dichtkunst“ wohl zubereitet vorlagen. Nur erhalten diese Gedanken dadurch, daß er sie einheitlich unter den Gesichtspunkt des Homerübersetzers stellt, eine neue Verknüpfung und gelegentlich auch eine etwas andere Wendung; so wird der originelle Charakter der homerischen Gedichte als altertümlich bestimmt (vielleicht nach Anregungen, die Bürger von Klotz empfangen hatte<sup>1)</sup>) und dann Breitingers allgemeine Empfehlung altertümlicher Wörter und Wendungen sowie sprachlicher Neubildungen auf den besonderen Zweck bezogen, dem deutschen Homer den Geschmack des Altertums zu geben; so werden Breitingers Ausführungen gegen den deutschen Alexandriner mit Riedels Bemerkungen gegen den Hexameter verknüpft und damit auf diesen Vers übertragen. Doch kann das nicht darüber hinwegtäuschen, daß Bürger in allen wesentlichen Stücken durch die Schweizer beeinflusst ist, daß er als junger Student und angehender Dichter die „Kritische Dichtkunst“ fleißig gelesen hat.<sup>2)</sup> —

<sup>1)</sup> Vgl. Riedel, Denkmal Meinhardts S. 59: „Wenn nur aber Homer so könnte übersetzt werden, daß er im Deutschen noch der alte Grieche, mit seiner antiken Miene, wäre!“

<sup>2)</sup> Auch sonst hat die Kritische Dichtkunst auf Bürger einen tieferen Einfluß geübt, als bisher erkannt zu sein scheint. Gewiß ist Breitingers Zurechnung der Poesie zu den artes populares, „welche ihre Absichten auf den gemeinen Haufen gerichtet haben, weil durch ihren Dienst Tugend und Wahrheit allgemein gemacht werden“ (1, 9; vgl. 1, 125), für Bürgers Ideal der Popularität ebenso wenig bedeutungslos gewesen wie die oft wiederholte Lehre, daß die Poesie „eine Lehrerin der Weisheit und Tugend“ sei (1, 103; vgl. Bürgers Brief an Voie, 2. November 1772, Strodtmann 1, 75). Bis zu den Fragmenten „Von der Popularität der Poesie“, in denen die Poesie als „Bildnerin“ bestimmt und mit der Malerei in Parallele gestellt wird, ließe sich die Einwirkung der Kritischen Dichtkunst verfolgen.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, ob auch Herders Schriften schon damals, im Februar 1769, Bürger bekannt waren. Eine Antwort darauf erscheint um so nötiger, als gewöhnlich viel zu früh eine Einwirkung Herderscher Ideen auf Bürger angenommen wird.<sup>1)</sup>

Sicher beweist Bürger im Epilog zu seinem Aufsatz (S. 81 f.) eine hohe Achtung vor Herders überlegenem Geiste; aber das ist noch kein Beweis dafür, daß er seine Schriften schon gelesen hatte. Diese Schätzung Herders läßt sich vielmehr hinreichend aus der Wirkung erklären, die seine „Fragmente“ gleich bei ihrem Erscheinen geübt hatten; es scheint ein ganz verständliches Vorurteil, daß derjenige ein hervorragender Geist sein müsse, der einen solchen Sturm des Beifalls und des Widerspruches entfesselt hatte, und besonders der blutjunge Student, der von litterarischem Ruhme noch träumte, mußte auch ohne nähere Kenntnis voller Bewunderung zu dem wenig älteren Schriftsteller aufschauen, von dem schon alle Welt sprach. Eine Bestätigung dafür liegt in Goethes Verhältnis zu Herder: auch dieser begegnete ihm von Anfang an mit der größten Achtung, obwohl er vor seiner persönlichen Bekanntschaft noch nichts von ihm gelesen hatte.<sup>2)</sup>

Bedeutungsvoller ist es, daß in Bürgers Probechrift unzweifelhafte Anklänge an die „Fragmente“ vorhanden sind, die hier allein von Herders Schriften in Betracht kommen können. Die Ablehnung des Hexameters, die Empfehlung einer freier behandelten Sprache, der Hinweis auf Luthers vorbildliche Bibelübersetzung, die Verachtung der französischen Übersetzer, das alles findet sich hier wie dort. Aber eine engere Anlehnung an Herder ließe sich doch nur aus dem Tadel gegen die Franzosen herauslesen, als deren Vertreter bei Herder wie bei Bürger Bitaubés gezeißelt wird, der die Altertümllichkeit Homers vernichtet und dem griechischen Sänger das Gewand des 18. Jahrhunderts aufgezwungen habe;<sup>3)</sup> sonst stimmen Bürgers Ausführungen in jedem Stücke mehr zu denen des Schweizers als zu denen Herders. Bürger bleibt im Banne dessen, was die „Kritische Dichtkunst“ lehrt, Herder, der ihr gleichfalls wertvolle Anregungen verdankt, geht darüber hinaus, vertieft und erweitert die Gedanken der Schweizer und

<sup>1)</sup> Vgl. Berger, Einleitung S. 11: „Die Beurteiler (der Probechrift) fanden mit Recht im Stile Nachwirkungen Hamanns, wie sich auch die Lektüre von Herders „Fragmenten“ verrät.“

<sup>2)</sup> H. Hanu, Herder nach seinem Leben und seinem Wirken 1, 409.

<sup>3)</sup> Indessen sind gerade diese Gedanken auch Klotz und Niedel geläufig; siehe oben S. 654. Man vergleiche außerdem, wie viel anders Bürger denselben Gedanken da ausdrückt, wo er nachweislich die „Fragmente“ benutzt hat: „Gedanken über die Reichaffenheit einer deutschen Übersetzung des Homer,“ S. 195 (Grisebachs Ausgabe); siehe unter S. 658 f.

eröffnet neue fruchtbare Gesichtspunkte. Es wäre doch aber nicht recht einzusehen, warum Bürger die Herdersche Fassung der Gedanken mißde, wenn er sie gekannt hätte; warum er z. B. die Prosa, für die er sich entscheidet, nicht mit Herder als „schöne Prosa“ bezeichnete, wiewohl doch diese Bezeichnung, sowie der Zusammenhang, in dem sie steht, sich mit großem Vorteil hätten verwerten lassen; vor allem wäre es unverständlich, daß er gegen den Hexameter sich auf die recht wichtigen Einwendungen Niedels beriefe, wenn er die weit besseren Gründe Herders gelesen hätte; oder daß er an Herders Vorschlag, für den griechischen Hexameter im Deutschen Jamben einzusetzen, achtlos vorüberginge; daß er endlich die von Herder behauptete Unmöglichkeit, den echten Homer in deutscher Sprache wiederzugeben,<sup>1)</sup> mit keinem Worte erwähnte.

Hätte Bürger schon damals die „Fragmente Ueber die neuere Deutsche Litteratur“ gekannt, so wäre sein erster Aufsatz wohl ungefähr so ausgefallen, wie die zwei Jahre später geschriebenen „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Uebersetzung des Homer“ (1771). Daß er es nicht ist, beweist, daß Bürger von Herders Lehren 1769 noch unbeeinflusst war.

In diesen jüngeren Aufsatz sind nur noch wenige Abschnitte der ungedruckten Probefchrift übernommen; die meisten sind gestrichen zu gunsten der neuen Erkenntnisse, die Bürger aus der Lektüre Herders gewonnen hatte. Vor allem ist jetzt die Prosa aufgegeben; dafür wird unter Berufung auf Herder (Fragmente 1, 66 ff. 121 ff.) und mit seinen Gründen der Jambus für das einzige zur Eigenart der deutschen Sprache stimmende Versmaß erklärt. Wenn früher ohne Angabe von Gründen behauptet wurde, daß ein deutscher Homer „nach Alterthum schmecken“ müsse, so wird diese Auffassung jetzt mit Herder (Fragmente 2, 280 ff.) damit begründet, daß „der heutige Deutsche“ einen deutschen Homer von demselben Standorte betrachten müsse, „aus welchem der Grieche des blühenden platonischen Zeitalters seinen originellen Homer ansah“. Mit Herder (1. Kritisches Wäldchen S. 186) wird eine gute Uebersetzung Homers als eine patriotische That bezeichnet, mit Herder (Fragmente 2, 263) aber auch behauptet, daß dieses Werk, wenn es gelingen solle, das ganze Leben eines Gelehrten ausfüllen müsse. Es ist überflüssig, noch Einzelheiten beizubringen, um Bürgers Abhängigkeit von Herder zu beweisen; nur auf zwei Stellen sei noch hingewiesen, wo er wörtlich oder fast wörtlich aus Herder abschreibt. In der Einleitung wünscht

<sup>1)</sup> Fragmente 1, 71. „Wenn ich mich wieder zurück in mein Vaterland finde: so beklage ich die, so den Homer in einer Uebersetzung lesen wollen, wenn es auch die richtigste wäre. Ihr leset nicht mehr Homer, sondern etwas, was ohngefähr wiederholet, was Homer in seiner Poetischen Sprache unmaßnahlich sagte.“

er von einem Genie eine Übersetzung, „über welche man schreiben könnte: Der Nachwelt und der Ewigkeit heilig“; ebenso ersehnt Herder einen deutschen Homer, der „die Aufschrift verdienet: Der Nachwelt und Ewigkeit heilig!“ (Fragmente 1, 73).<sup>1)</sup> In der Bekämpfung der französischen Übersetzer schreibt Bürger: Der Übersetzer „soll den alten Mann nicht jung zu schminken trachten: er soll ihm seinen langen Bart lassen, ob man gleich jetzt keinen mehr trägt; er soll sein Haar nicht à la France kräuseln, viel weniger ihm, statt seines altväterischen, aber anständigen und ehrwürdigen Gewandes, ein Kleid nach französischem Schutte, den Meister Vitauké neulich erfunden, anlegen; sondern er soll ihm, so viel es nur möglich ist, Alles, was er eignes hat, bis auf die kleinste Falte lassen“. Das Bild stammt aus den Fragmenten 2, 266 f.: „Und die Uebersetzung? Weileibe muß sie nicht verschönert sehn, wie noch jetzt die neue Vitaukéische als ein Greuel der Verwüstung dastehet. Die Franzosen, zu stolz auf ihren Nationalgeschmack, nähern demselben alles, statt sich dem Geschmack einer andern Zeit zu bequemen. Homer muß als Besiegter nach Frankreich kommen, sich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern: sich seinen ehrwürdigen Bart, und alte einfältige Tracht abnehmen lassen: Französische Sitten soll er an sich nehmen, und wo seine bürgerliche Hoheit noch hervorblüht, da verlacht man ihn als einen Barbaren. — Wir armen Deutschen hingegen, noch ohne Publikum beinahe und ohne Vaterland, noch ohne Tyrannen eines Nationalgeschmackes, wollen ihn sehen, wie er ist.“

Bürger ist also in dem zweiten Homer-Aufsatz zum Schüler Herders geworden. Doch ist damit die Einwirkung Herders auf ihn als Übersetzer Homers nicht abgeschlossen; ein noch weiteres Eingehen auf seine Ideen beweist das Schreiben „an einen Freund über seine deutsche Ilias“ (1776); in diesem erscheint auch der Einfluß des „Briefwechsels über Ossian und die Lieder alter Völker“.